

„Phrasen, die einem unverfrorenen Taschenspielerkunststück gleichkommen.“

Die Unterhausrede des englischen Außenministers Eden, die in ganz Italien schärft, mißbilligt wird, bildet auch noch das Hauptthema der römischen Abendblätter. Uebereinstimmend werden vor allem Edens fremdländische Anerkennungen zum deutschen Kolonialproblem hervor gerückt. Fünf Punkte seiner Behauptungen, so erklärt der Direktor des „Giornale d’Italia“ verdienst anhand der geschichtlichen Tatsachen richtiggestellt zu werden:

1. Eden habe auf die Worte Mussolinis, die Italiens Solidarität hinsichtlich der deutschen Kolonialforderungen bestätigten, erklärt, daß er seiner Regierung, die nicht selbst zu gleichem bereit sei, das Recht zugeben könne, England zu einem Beitrag aufzufordern. „Diese Phrasen, die einen Mangel an Gedächtnis beweisen, und einem unverfrorenen Taschenspielerkunststück gleichkommen, hat man bereits in der offiziösen französischen Presse lesen können.“

Der Duke habe jedoch als aufrichtiger Freund eines türkischen und nicht nur durch Worte beteuerten Friedens gesprochen. Er habe die Frage der deutschen Kolonien verloren, weil ihre gerechte Lösung eines der Grundelemente des europäischen Friedens darstellt. Er habe diese Frage mit um so größerem Recht vertreten, als Italien saubere Hände habe. Das Londoner und Pariser Argument, daß Italien sich zuvor verpflichtet sollte, etwas von seinem Eigentum an Deutschland abzutreten, bevor es andere zu Abtreten ausforderte, sei nachgerade lächerlich, denn Italien habe Deutschland nichts weggenommen. Italien habe an der in den Friedensverträgen verteilten Kolonialbeute nicht den geringsten Anteil gehabt.

Ausschließlich Großbritannien und Frankreich hätten sich damals mit neuen Übersee-Gebieten übermäßig bereichert.

An Hand statistischen Materials weist das halbamtliche Blatt darauf hin, daß sich England damals allein in Afrika 1941 Quadratkilometer und im Stilien Ozean weitere 243 000 Quadratkilometer angeeignet hat, während Frankreich in Afrika 484 000 Quadratkilometer zugesprochen erhielt. Der Raum fast aller deutschen Kolonien habe aber diesen beiden Großmächten offenbar noch nicht genügt, denn sie hätten sich auch die Hälfte des asiatischen Bezirks der Türkei angeeignet. Großbritannien habe Palästina, Transjordanien und den Irak genommen, Frankreich habe sich in den Besitz von Syrien und dem Libanon gesetzt. „Wie wenig“, fährt das Blatt fort, „berichtigt die beiden Imperien waren, sich zum eigenen Vorteil so großer Gebiete unter dem Vorwand, ihnen die Kultur zu bringen, zu bemächtigen — unter Beleidigung der türkischen Kultur — ist durch die Niedermehlungen und die schweren Unterdrückungen der Eingeborenen bewiesen, wie sie gerade in diesen Tagen wieder aus Palästina und Syrien gemeldet werden.“

Während Großbritannien durch die Friedenssätze seinen Kolonialbesitz um insgesamt 2 260 000 Quadratkilometer mit 9 335 000 Einwohnern vermehrt und Frankreich den seinen um 322 000 Quadratkilometer mit 4 325 000 Einwohnern bereichert habe, habe Italien von England durch eine Grenzregulierung an der Somalifluss 90 000 Quadratkilometer mit 100 000 Einwohnern erhalten, die niemals in deutschem Besitz waren, während Frankreich 1935 einige unbewohnte Sanddünen an Italien abtrat. Die Sprache dieser Zahlen müsse jedermann einleuchten.

Italien, so betont dann der Direktor des „Giornale d’Italia“, unterläßt das deutsche Recht gemäß seinen Verpflichtungen gegenüber Europa. Italien könne nicht zu Abtretenen ausgesetzt werden, weil es auch nicht den kleinsten Teil des Deutschland entzogenen Gebietes besitzt. Diese eindeutige Tatsache könne durch das leidenschaftliche Argument Edens und der offiziösen französischen Presse

gegenüber der geschichtlichen und geographischen Wahrheit nicht umgedeutet werden.

2. Eden sei das Eingeständnis entschlüsselt, daß die Valencianobolschewisten aus der englisch-französischen Seepatrouille den größten Nutzen gezogen haben. Sein Geständnis sei aber unvollständig, denn er habe die großen Vieerungen über die Pyrenäengrenze vergessen.

Aber auch so beweist Edens Geständnis aller Welt die offene Verlegung der Nichteinmischungspolitik durch den von Rückland offiziell organisierten Kommunismus. Diese Verlegung lasse nun mehr die zur Verteidigung der europäischen Kultur den nationalsozialistischen Streitkräften als Ausgleich gewährte Hilfe als rechtmäßig erscheinen.

3. Eden habe behauptet, daß „Franco die ausländische Hilfe teuer bezahlt habe“. Wenn man Eden glauben wolle, so habe die Anwesenheit ausländischer Freiwilliger in den nationalsozialistischen Reihen die Zuwendung der Rechte Kriegsführender an Franco verzögert. Demgegenüber müsse man feststellen, daß Franco die Hilfe seiner Freunde nicht teuer bezahlt habe; denn Italien habe — „im Gegensatz zu dem, was die demokratischen Imperien tun, die sich anstrengen, ihre verkappten Zugeständnisse zu verschaffen“ — nichts verlangt und werde nichts verlangen, noch habe es die Absicht, in den Besitz von spanischem Gut oder Gebiet zu gelangen.

Edens Aussagen über die den Bolschewisten zuteilgewordene Hilfe stehe auch im Gegensatz zu den Erklärungen von Lord Plymouth und habe nur den Zweck, ein billiges Alibi für die britische Regierung zu liefern, die während sie ihre Nichteinmischung und Gleichgültigkeit gegenüber dem sich verbündenden Spanien beteuert, andererseits die Absicht verrät, eine schwache Regierung in einem schwachen Spanien zu begünstigen, in dem der Sterling und ausländischer Einfluß leichteres Spiel hätten.“

4. Unter dem Beifall der Linken habe Eden dreist erklärt, daß „England sich nie einem antikommunistischen oder faschistischen Block anschließen werde.“ Allerdings habe er nicht gelagt, daß England nicht eine kommunistenfreundliche und deshalb antisemitische Haltung eingenommen werde; er habe das auch nicht sagen können, da Englands Politik eine deutliche Sprache rede.

5. Man müsse sich fragen, welcher demagogischen und rednerischen Wirkungen Julie Eden in Hinblick auf die italienischen Truppentransporte nach Libyen behauptet habe, daß ihm „nichts über eine Aenderung der internationalen Lage bekannt sei, die die Entsendung so großer Verbündeten nach Libyen rechtfertige.“ Er müsse doch eigentlich über die Sachlage informiert sein, nachdem die italienische Regierung aus Höflichkeit die englische Regierung über die Beschlüsse des Ministerates vom 10. April in Kenntnis gebracht hatte.

Mit seinen törichten Worten stellt sich Eden bewußt in die Reihe der gefährlichen europäischen Unruhestifter.

Seine verhängnisvolle Gegnerschaft gegen Italien, seine vorgetragenen Maßnahmen gegen den einstigen Verbündeten gehören sich zu der Hysterie jener englischen Agitatoren, die im September Schauermärchen über die durchaus normale Handlung Italiens ausgestreut haben.“

Italien rechnet auf.

Die an Italien gerichteten Worte Edens sind, wie die offizielle „Informazione Diplomatica“ betont, in den verantwortlichen römischen Kreisen Gegenstand ganz besonderer Beachtung. „Italien hat, so führt die „Informazione Diplomatica“ aus, „in den Augen des englischen Ministers die dreifache Schuld, im Weltkriege an der Seite der Alliierten gekämpft und den gemeinsamen Sieg realisiert zu haben, ferner seine nationale Einheit verwirklicht und in Afrika allein mit eigenen Mitteln und mit eigenem Blut ein Imperium erobert und schließlich für das deutsche Volk ein Wort der Gerechtigkeit gesprochen zu haben.“

„Die von Herrn Eden angeführten Argumente haben aber keinen Wert. Italien kann nach freien Studien ein-

selbstloses Urteil über die gerechten Kolonialansprüche des Deutschen Reiches abgeben, gerade weil Italien Deutschland nichts weggenommen hat.“

Unter Überschriften wie „John Bull biebt nicht mehr gleich“ und „Höchst verwunderliche britische Beleidigung gegenüber den deutschen Kolonialansprüchen“ beschäftigt sich die römische Abendpost mit Edens Unterhaus-Dokument jenes kindlichen Egoismus darstellt, der Eden glaubt wohl, Italien den Mund für immer verbieten zu können.

Der britische Außenminister habe offenbar vergessen oder vergessen wollen, daß die deutschen Kolonien tatsächlich sind, d. h. daß sie nicht ein Teil der eigenen Besitzungen Englands und Frankreichs sind, sondern Gebiete, die ihrer endgültigen Zuteilung harren und nur im Auftrage des Völkerbundes zeitweilig unter englischer bzw. französischer Verwaltung stehen. „Dritte Mächte haben also anzusehen, die nicht Großbritannien und Frankreich gehören und sich für ihre Bestimmung zu interessieren.“

Vor Eröffnung der Neunmächtekonferenz.

Brüssel, 3. November. Die Neunmächtekonferenz wird am Mittwochvormittag 11 Uhr im Brüsseler Palais des belgischen Außenministers Spaak in Anwesenheit der 19 Delegationen eröffnet werden. Nach Spaak werden voraussichtlich der englische Außenminister Eden und der chinesische Delegierte Wellington Los sowie die Vertreter einiger anderer Mächte das Wort ergriffen. Sodann wird die Konferenz ihr weiteres Verfahren, über das heute Vorbesprechungen stattgefunden haben, festlegen. Im Augenblick sind noch keine Anzeichen eines einheitlichen Willens zu erkennen. Über die Grundlagen der Konferenz haben sich in den Vorbesprechungen sogar, wie man hört, erhebliche Meinungsverschiedenheiten ergeben. Einige Mächte halten z. B. daran fest, daß es sich um eine völlig selbständige Beratung auf Grund des Neunmächtpaktes handele, während andere das Mandat der Konferenz von der Entscheidung des Völkerbundes abgrenzen. Am Mittwochvormittag werden die Delegationen, die mit hängt auch die gleichfalls umstrittene Frage zusammen, ob die Initiative zu der Konferenz von England oder von den Vereinigten Staaten ausgegangen sei. Der starke Zurückhaltung der meisten Delegationen steht ein außergewöhnlich großes Interesse der internationalen Öffentlichkeit gegenüber. Es haben sich mehrere Bündnisse gebildet, Preßevertreter aus allen Erdteilen gemeldet, wen werden wird.

Pessimistische Londoner Pressestimmen.

London, 23. November. Der Auftakt zur Neunmächtekonferenz beschäftigt die Londoner Morgenblätter in starkem Maße. Die Korrespondenten in Brüssel stellen fest, daß dort bereits anwesende Staatsmänner mehrfache Unterhaltungen miteinander gehabt hätten. Daily Telegraph meint, die interessantesten von ihnen sei die zwischen Eden und Davis, dem amerikanischen Vertreter, gewesen, die über eine Stunde gedauert habe. Times sagt, man könne die Aussprache Eden-Davis als Auftakt zu einer freundlichen Zusammenarbeit zwischen Amerika und England auf der Konferenz ansehen. Offizielle Kreise in Brüssel hätten klargemacht, daß der Zweck der Konferenz die Erörterung der Möglichkeit einer friedlichen Beilegung des Konfliktes sei. Zur praktischen Arbeit auf der Konferenz selbst, meint das Blatt, sei es möglich, daß man später einen kleinen Unterausschuß einrichten werde.

Vernon Battelli schreibt in der „News Chronicle“, die Amerikaner legten Nachdruck darauf, daß die Brüsseler Konferenz nichts mit dem Völkerbund und seinem Beleidigungsausschluß zu tun habe. Wenn alles in Brüssel gelungen würde, sollte es Eden möglich sein, vor dem Wochenseminar nach England zurückzukehren und Malcolm Macdonald die Führung der britischen Delegation zu überlassen. Ward Price meint in der „Daily Mail“, daß John von Bogern der Konferenz niemand irgendwelche Hoffnung auf einen praktischen Erfolg habe.

Wiederholte Wiedergabe mit der Antwort, endlich sage er, „Nein, der hätte wohl vor der Frau, die ja an den glücklichen Verhältnissen, in welchen ich zur Familie stand, unschuldig war, holtgemacht. Es war zuletzt wohl nur die Furcht, entdeckt zu werden. Ich hatte gehört, daß ein Herr mit ihr das Haus betreten hatte und zwei Zimmer entfernt von uns auf sie wartete. Ich wollte sie am Schreien hindern, an Bord dachte ich nicht. Ich erfuhr, daß die Frau unter meinen Händen zusammenbrach. Wiederholte Wiedergabe einer Pause. Danach sagte er: „Ich entzog mich unbemerkt durch den Hinterausgang des Hauses.“

Er erhob sich. „Doch ich nun bitten, Herr Untersuchungsrichter, mich wieder abführen zu lassen.“ „Einen Augenblick. Sie müssen noch das Protokoll unterschreiben.“ Er nickte müde. Der Untersuchungsrichter hatte noch eine Frage: „Was ist mit dem Schmied? Steht er in irgend einer Beziehung zu den beiden Verbrechen?“ „Nein, er ist ganz unschuldig.“ Der Untersuchungsrichter sah ihn scharf an. „Ist es wirklich so?“ „Es ist so, alles ist so, wie ich es Ihnen gesagt habe. Wenn man mit seinem Leben am Ende ist, dann kann man nicht mehr.“

Hans Roth wurde aus der Untersuchungshaft gelassen. Eva erwartete ihn, als er das Gefängnis verließ. Sie drückte ihm schweigend die Hand. Sein Ausdruck, daß dem eines Schwerkranken gleich, hatte sie tiefschütteln lassen. Sie hing sich in seinen Arm und drückte ihn an sich. Hans sah auf sie nieder, und endlich hatte er so weit beruhigt, daß er sprechen konnte. Er fragte nach der Mutter. „Schau folgt.“

Chiquimilla um Haus Brothe

Roman von Baronin Margarete von Sasse

47

Wieprecht fuhr in seinem Geständnis fort: „Leichtfertig gemacht und war ein anderer Mensch geworden. Hätte mein Bruder mir noch einmal geholfen — er war reich und hätte es mit Leichtigkeit gekonnt —, so wäre das Unglück nie geschehen, das über die Familie durch seine und meine Schuld gekommen ist. Grothe war bekannt dafür, daß er viel für Arme tat. Für mich tat er nichts. Ich machte mich klein vor ihm, winselte förmlich um seine Hilfe. Er jagte mich wie einen Hund aus seinem Hause weg. Nun, da kam der furchtbare Novemberabend, er begegnete mir in seinem Hause, es kam zum Streit zwischen uns, und ich schlug ihn nieder. Wer seinen Bruder holt, der ist ein Totschläger, hatte ich ihm einmal vorgehalten, nun war er es nicht mehr allein, nun war ich es auch. Mein Unglück war nun erst recht groß. Ich verlor mehr und mehr. Um zu überleben, ergab ich mich dem Spiel, und auch um zu leben, spielte ich mich dem Spiel. Ich verlor, ich verlor, was ich damit sagen will, Herr Untersuchungsrichter.“

„Ja, ja, Sie spielten falsch.“ „So ist’s. Es ging von Tag zu Tag mehr bergab mit mir. Der Frau, die ich liebte, habe ich das Leben vergiftet, nun sie hat ausgelassen.“ Er machte eine lange Pause, während der er mit finster zusammengezogenen Brauen vor sich hinsah. Der Untersuchungsrichter erinnerte: „Aun kam der Abend des 27. Januar, was war da?“

Wieprecht hob den Kopf. „Frau Schäyle hatte mich auf mein Bettchen am Vormittag dieses Tages in das Grothesche Haus eingelassen. Es ging mir merkwürdig in diesem Hause: hatte ich Angst, so zog es mich in dieses Hause. Oft stahl ich mich hinein, bißt mich mehrere Tage und Nächte darin auf, ohne daß es jemand bemerkte. Ich kannte die Schlupftüren des alten Hauses so gut. Es war mir oft zuflucht. Aber wenn ich mich in irgendeinem dieser Schlupftüren versteckt hatte, dort hörte ich Hunger und frieren lag, dann packte mich doch zuweilen ein unheimlicher Haß. Der quälte mich, daß ich einmal laut herauscreiere mußte, um mir Lufi zu machen. Mehrmals war ich drau und dran, daß Hans in Brand zu setzen, um alle, die noch von der Familie Grothe vorhanden waren, zu vernichten. Besser, ich hätte es getan, dann

wären wir alle auf einmal erledigt gewesen. Ich beruhigte das Haus. Zeichnet bat mich oft, mich zusammenzunehmen; ich vermochte es nicht. Also am 27. Januar war ich im Grotheschen Hause. Grothes hatten am Abend des 27. etwas vor. Alle gingen fort. Zuletzt Frau Grothe. Ich atmte breit auf, als sie weg war.“

Nach einer Pause fuhr Wieprecht fort. „Vor dieser Frau, die mich gar nicht kannte, wohl gar keine Ahnung von meiner Erfahrung hatte, empfand ich immer eine große Scham. Von Zeitlichen Schäyle wußte ich, daß Frau Grothe in beständiger Furcht in ihrem Hause lebte. Ich dachte, wenn Zeitlichen davon sprach: meine Nähe beeinträchtigt sie instinktiv. Ein unglückliches Zusammentreffen wollte es einmal, daß ich ihr begegnete. Ich mußte das Haus verlassen und konnte das am unangenehmsten, indem ich durch Grothes Schlosstürmer, das im Parterre liegt und eine zum Garten führende Tür hat, ging. Beim Betreten des Zimmers, das ich leer zu finden hoffte, sah mich Frau Grothe, die in ihrem Bett lag, starb an. Ich hielt ihren Blick fest und sie wagte es nicht, zu schreien, so kam ich glücklich ins Freie. Eines Abends saß mich auch vom Fenster seines Schreibzimmers aus mein Ressell. Ohne mich zu erkennen, starre er mir minutenlang ins Gesicht. Ich erwartete jeden Augenblick, daß er mich anrufen würde, aber das geschah nicht.“

Am 27. ging die Begegnung mit Frau Grothe nicht glücklich ab. Ich hatte mich aus meiner Mansarde, die last und ungenügend war, gleich nachdem Frau Grothe das Haus verlassen hatte, herausgeschlichen und war in die untere Wohnung gegangen. In jener Leiter, die es mir ein bisschen gemütlich zu machen. Mal ein paar Stunden in einem warmen Zimmer zu verbringen. Das war meine Absicht. Ich hatte mir ein Buch aus dem unverschlossenen Bücherschrank genommen, die Jalousien der Fenster waren sehr verschlossen, so konnte ich es wagen, eine Lampe einzuschalten. Ich hatte wohl eine halbe Stunde so in Ruhe und Behaglichkeit zugebracht, als ich durch das Auffahren eines Autos erschreckt wurde. Ich schaltete das Licht aus und versteckte mich im Schlaflzimmer. Das Haus wurde aufgeschlossen, ich hörte deutlich, daß zwei Personen das Haus betraten. Leise schlich ich mich zu der Tür, die zum Garten führt, ich versuchte, sie zu öffnen, aber sie war zu meinem Entsetzen vernagelt. Ich schlich wieder in meinen Winkel. Herrgott, dachte ich, wenn man mich hier entdeckt, dann ist dir das Gefängnis sicher. Bei diesem Gedanken, daß ich, der ich so eng zu der Familie Grothe gehöre, mich wie ein Einbrecher in ihrem

Hause verstecken muß, loderte der alte Haß wieder ungeheuerlich in mir auf. In meinen Händen zuckte es. Die Finger krampften sich zusammen. Mein Herz schlug dumpf und schwer, während das Blut in meinem Kopf rauschte. Der Haß in mir schwoll. Er lauerte, wie eine Bestie lauert, um sich auf ihr Opfer zu stürzen. — Mein Opfer fiel mir zu — ich packte es.“

Er schwieg. Ein Grauen schien ihn zu schütteln. Er nahm ein Taschentuch und trocknete sich die feuchte Stirn. Starb sah er vor sich hin. Die Muskeln seines Gesichts zuckten. Der Untersuchungsrichter ließ ihm Zeit, sich zu fassen. Danach fragte er: „War es nur der Haß, der Sie zu dieser Tat getrieben?“

Wieprecht zögerte mit der Antwort, endlich sagte er, „Nein, der hätte wohl vor der Frau, die ja an den glücklichen Verhältnissen, in welchen ich zur Familie stand, unschuldig war, holtgemacht. Es war zuletzt wohl nur die Furcht, entdeckt zu werden. Ich hatte gehört, daß ein Herr mit ihr das Haus betreten hatte und zwei Zimmer entfernt von uns auf sie wartete. Ich wollte sie am Schreien hindern, an Bord dachte ich nicht. Ich erfuhr, daß die Frau unter meinen Händen zusammenbrach. Wiederholte Wiedergabe einer Pause. Danach sagte er: „Ich entzog mich unbemerkt durch den Hinterausgang des Hauses.“

Er erhob sich. „Doch ich nun bitten, Herr Untersuchungsrichter, mich wieder abführen zu lassen.“

„Einen Augenblick. Sie müssen noch das Protokoll unterschreiben.“

Er nickte müde. Der Untersuchungsrichter hatte noch eine Frage: „Was ist mit dem Schmied? Steht er in irgend einer Beziehung zu den beiden Verbrechen?“

„Nein, er ist ganz unschuldig.“

Der Untersuchungsrichter sah ihn scharf an. „Ist es wirklich so?“

„Es ist so, alles ist so, wie ich es Ihnen gesagt habe. Wenn man mit seinem Leben am Ende ist, dann kann man nicht mehr.“

Hans Roth wurde aus der Untersuchungshaft gelassen. Eva erwartete ihn, als er das Gefängnis verließ. Sie drückte ihm schweigend die Hand. Sein Ausdruck, daß dem eines Schwerkranken gleich, hatte sie tiefschütteln lassen. Sie hing sich in seinen Arm und drückte ihn an sich. Hans sah auf sie nieder, und endlich hatte er so weit beruhigt, daß er sprechen konnte. Er fragte nach der Mutter. „Schau folgt.“

(Schluß folgt.)